

## IV. Regionalisierung – Zwischen Zauberformel und Zukunftsmodell

Uta Pohl-Patalong

### Regionalisierung als Zukunftsmodell? Implikationen und Alternativen einer Debatte<sup>1</sup>

Regionalisierung ist eines der wesentlichen Stichworte in den Debatten um die Zukunft der Kirche, das gelegentlich geradezu den Charakter eines „gemeindestrategische[n] Zauberwort[es]“<sup>2</sup> bekommt. Ohne seinen Sinn und seinen Wert für bestimmte anstehende Fragen bestreiten zu wollen, lohnt sich ein nüchterner und kritischer Blick auf seine Verwendung, seine Implikationen und die Konsequenzen, die sich daraus ergeben. Dafür sollen zunächst Grundlinien der Regionalisierungsdebatte nachgezeichnet und ihr Charakter beschrieben werden. Dies führt zu einem Plädoyer für eine grundlegende Debatte, bei der Grenzen und Schwächen des Modells nicht ausgespart und Alternativen erwogen werden. Als eine solche stelle ich das Modell der kirchlichen Orte vor und setze dies in Beziehung zum Regionalisierungsmodell.

- 
- 1 Überarbeitete Fassung des Artikels Regionalisierung – das Modell der Zukunft? Plädoyer für eine ebenso grundlegende wie kreative Debatte, erschienen in: PTh 92. Jahrgang (2003/1), S. 66-80.
  - 2 Wolfgang Ratzmann: „Region“ – einem schillernden Begriff auf der Spur, in: PTh 92 (2003), S. 2-12, 2, wieder abgedruckt in diesem Band, S. 42-58.

## 1. Grundlinien der Regionalisierungsdebatte

### *1.1. Regionalisierung ist finanziell notwendig*

In aller Regel bildet gegenwärtig die angespannte finanzielle Situation der Landeskirchen den Hintergrund der Regionalisierungsdebatte und eine wesentliche Motivation, solche Prozesse in Gang zu setzen. Im Zuge schwindender Mittel kann die bisherige Arbeit in den alten Formen nicht länger aufrechterhalten werden und fordert dazu heraus, in größeren Zusammenhängen zu denken. Die Tendenz zur Region wird als finanzpolitisches Instrument eingesetzt, um den schwindenden Mitteln strukturell zu begegnen. Hierin unterscheidet sich die gegenwärtige Diskussion von der Orientierung an der Region in der Kirchenreformdebatte der 1960er und 1970er Jahre, in der dies wesentlich inhaltlich motiviert war mit der Erkenntnis, dass eine einzelne Gemeinde unmöglich die unterschiedlichen Menschen und Bevölkerungsgruppen erreichen kann.

### *1.2. Regionalisierung ist inhaltlich sinnvoll*

Gleichzeitig besitzt Regionalisierung über die finanzielle Argumentation hinaus einen inhaltlichen Sinngehalt. Dass dieser auch konkret erlebt wird, ist eine wesentliche Voraussetzung für erfolgreiche Regionalisierungsprozesse. „Wandlung und wirkliche Innovation kann nur dann gelingen, wenn die bedrohlich erscheinende Entwicklung Relevanzkrise und Finanzkrise als Anstoß begriffen wird, Entwicklungsmöglichkeiten zu entwerfen“.<sup>3</sup> Ein wesentliches kirchensoziologisches Argument für Regionalisierung – analog zur Diskussion der Kirchenreformbewegung) ist die Vermehrung der Anknüpfungspunkte für die Kirchenmitglieder gegenüber dem geringeren Spektrum in der Ortsgemeinde.

### *1.3. Regionalisierung ist mit Schwierigkeiten verbunden*

Mittlerweile sind die Schwierigkeiten von Regionalisierung vielfach benannt und die hemmenden Faktoren herausgearbeitet worden. Es ist deutlich, dass „vielen das lokale Hemd... näher ist als der regionale Rock“<sup>4</sup>. Als wesentliche hemmende Faktoren wird einerseits der „Verlust von gemeindlicher Identität“<sup>5</sup> und die emotionale

---

3 Matthias Kaune: Regionalisierung: Die ungeliebte Kröte, in: PTh 92 (2003), S. 48-60, S. 7.

4 Ratzmann, Region, S. 8; in diesem Band S. 52.

5 Ingrid Lukatis: Regionalisierung in pastoralsoziologischer Perspektive, in: PTh 92 (2003), S. 13-24, 17.

Verbundenheit in einer überschaubaren Größe genannt, die sich mit der Angst verbinden kann, dominiert zu werden, andererseits immer wieder die Teamunfähigkeit und Kooperationsunwilligkeit Einzelner, meist hauptamtlich Tätiger.

#### *1.4. Regionalisierung erfordert einen langwierigen Prozess der Beteiligten*

Wenn Regionalisierung auf Dauer erfolgreich sein soll, muss sie das Ergebnis eines breit angelegten Prozesses sein. Dies zieht einerseits Konsequenzen aus den Erfahrungen der Kirchenreformdebatte, beruht aber andererseits auf vielfältiger Erfahrung. Hilfreich dafür ist eine externe Gemeindeberatung. Widerstände müssen ernst genommen und bearbeitet werden. Wichtig sind zunächst gemeinsame Aktionen der beteiligten Gemeinden, in denen Beziehung und Vertrauen wachsen kann.

#### *1.5. Regionalisierung bewegt sich zwischen Zwang und Chance*

In der Regel wird Regionalisierung als ein freiwilliges Modell verstanden, das aufgrund von Überzeugung und Einsicht angestrebt wird. Regionalisierung wird meist nicht „von oben“ verordnet, sondern die beteiligten Gemeinden steuern das Geschehen selbst. Dies wird als eine wichtige Voraussetzung erkannt, um auf Dauer eine neue gemeinsame Identität der Gemeinde zu erreichen.

#### *1.6. Regionalisierung ist ein zusammenfassender Begriff für unterschiedliche Formen von Zusammenarbeit*

Hinter dem Begriff der Regionalisierung verbergen sich sehr unterschiedliche Vorstellungen der Gestalt von Kirche. Meist wird er auf die Kooperation von Kirchengemeinden beschränkt, die Orientierung an der größeren Region, etwa der City, ist weniger im Blick.<sup>6</sup>

## **2. Zum Charakter der Regionalisierungsdebatte**

*2.1. Die Regionalisierungsdebatte setzt bei den vorfindlichen Strukturen an*  
Regionalisierung wird in der Regel von den vorfindlichen Strukturen aus gedacht und als Weiterentwicklung der bisherigen Formen begriffen. Bewusst in Abgrenzung zu dem Vorgehen in den 1960 und 1970er Jahren wird das Bisherige

<sup>6</sup> Vgl. Ratzmann, *Region*, S. 9; in diesem Band S. 53.

gewürdigt und an Gewachsenes angeknüpft. Dies erhöht zunächst einmal fraglos die Chancen auf erfolgreiche und dauerhafte Prozesse: „Es wird der Weg in Richtung einer gemeinsamen Kultur gelingen, wenn die Ist-Kultur der einzelnen Systeme gewürdigt wird und einfließen kann in eine gemeinsame Zukunft. Gewachsene Traditionen dürfen nicht zerschlagen und von einem Tag zum anderen abgeschafft werden. Lebendiger ist es, eine Ergänzung und vorsichtige Veränderung des Bestehenden vorzunehmen“<sup>7</sup>.

Konkret bedeutet dies, dass die vorfindliche Ortsgemeinde die wesentliche Bezugsgröße der Regionalisierung ist. Die Veränderung kirchlicher Strukturen auf dem Wege der Regionalisierung soll behutsam vor sich gehen, Bestehendes würdigen – und die Sorge vor allzu umwälzenden Veränderungen nehmen. Regionalisierung zielt also in der Regel nicht auf eine neue Gestalt der Kirche.

Faktisch hat dies zur Konsequenz, dass vor allem diejenigen, die sich in den gegenwärtigen ortsgemeindlichen Strukturen engagieren, den Regionalisierungsprozess bestreiten – bzw. über seine Durchführung und seine Ausprägung allererst entscheiden. Sicherlich können im Einzelfall sogenannte „kirchlich Distanzierte“ beteiligt werden, dass sowohl ein Kontakt bestehen muss als auch die Bereitschaft zur Mitarbeit vorhanden sein muss, schränkt den Kreis der in Frage Kommenden jedoch deutlich ein. Glaubt man Einsichten der systemischen Theorie, wirken sich auf diese Weise ungeschriebene Gesetze und Kommunikationsformen auch in den neuen Formen aus.

Vor allem aber können auf diese Weise die anstehenden Veränderungen in den kirchlichen Strukturen nur in bestimmten Bahnen gedacht werden, die Richtung wird durch die Orientierung am Bestehenden vorgegeben. Visionen sind nur in engem Rahmen möglich. Die grundlegende Frage nach den Aufgaben und dem Charakter kirchlicher Arbeit kann dann kaum gestellt werden.

*2.2. Die Regionalisierungsdebatte fragt pragmatisch nach dem Machbaren*  
Häufig wird in der Regionalisierungsdebatte vorrangig gefragt, wie Regionalisierung sinnvoll und Erfolg versprechend gestaltet werden kann. Die Frage nach dem Möglichen ist vorrangig. Dies ist durchaus eine Stärke der Regionalisierungsmodelle erlebt, denn „eine stärkere regionale Option für die kirchliche Arbeit scheint zudem auch unbelastet von theologischen Grundentscheidungen zu sein... Man kann sich also auch mit Personen verständigen, mit denen man

---

<sup>7</sup> Kaune, Regionalisierung, S. 56.

sich theologisch nicht sonderlich einig ist.<sup>8</sup> Statt Energien in „Luftschlösser“ zu verschwenden, wird in kleinen Schritten das Realisierbare angegangen. Gerade im Gegenüber zu den Ideen und den Vorgehensweisen im Rahmen der Kirchenreformdiskussion wird deutlich, dass die Chancen auf eine Verwirklichung der gegenwärtigen Formen von Regionalisierung ungleich höher ist.

Der Fokus der Regionalisierungsdebatte beim Machbaren und Möglichen trägt allerdings ebenfalls dazu bei, dass die grundlegende Frage nach der theologisch wie soziologisch wünschenswerten Gestalt von Kirche in den Hintergrund gerät und eine ergebnisoffene Debatte um die Aufgaben und den Charakter von Kirche eher erschwert wird.

### 2.3. *Die Regionalisierungsdebatte ist an der Lösung von Problemen orientiert*

Nicht selten sind konkrete Schwierigkeiten im jeweiligen Einzelfall das entscheidende Movens zur Regionalisierung. Selbst bei erheblichen prinzipiellen Widerständen gegenüber Regionalisierungstendenzen kann von „ad-hoc-Regionalisierung...“, die dort am weitesten fortgeschritten ist, wo die Not am größten ist“<sup>9</sup> gesprochen werden. Konkret können dies durchaus unterschiedliche Probleme sein, seien es Stellenfragen, Haushaltspläne oder eine Schrumpfung der Gemeindeglieder. Die Veränderungskraft von Regionalisierungsansätzen über die unmittelbaren Probleme vor Ort hinaus wird unterschiedlich eingeschätzt. Die Gefahr besteht, „dass dort, wo über die nachbarschaftliche Region nicht auch inhaltlich diskutiert wird, nichts anderes beabsichtigt ist als dies, die traditionelle Kirchlichkeit mit Hilfe der neuen strukturellen Größe Region in die Zukunft fortzuschreiben.“ So wird zu Recht beklagt, dass konzeptionelle Debatten viel zu wenig stattfinden und „dass viel mehr darüber nachgedacht werden müsste, was mit den geringeren Mitteln und den weniger zahlreichen Menschen eigentlich getan werden soll“.<sup>10</sup>

8 Ratzmann, *Region*, S. 2; in diesem Band S. 43.

9 Martin Beyer: *Ungewollt und unvermeidlich. Regionalisierung in der sächsischen Landeskirche*, in: PTh 92 (2003), S. 25-37; wieder abgedruckt in diesem Band, S. 391-408.

10 Beyer, *Ungewollt und unvermeidlich*, S. 407-408.

### 3. Plädoyer für eine grundlegende Debatte

Diesem Plädoyer für eine grundlegende konzeptionelle Debatte schließe ich mich ausdrücklich an. Ich schlage jedoch vor, diese wesentlich weiter zu fassen als die Regionalisierungsthematik, denn dieser Ansatz engt die Diskussion ein und legt die Perspektive fest, ohne dass mir dazu eine ausreichende argumentatorische oder konsensuale Grundlage gegeben zu sein scheint. Auf diese Weise werden Argumente, die gegen das Regionalisierungsmodell als solches (nicht nur gegen bestimmte Formen von Regionalisierung) sprechen, nicht immer mitreflektiert. Ich nenne nur einige:

1. Das Modell ist begrenzt. Wesentliche Grundgedanken der Regionalisierung – bleibende Überschaubarkeit und Identifikationsmöglichkeit, bleibende flächendeckende kirchliche Anlaufstellen etc. – setzen implizit voraus, dass die regionale Zusammenarbeit nicht beliebig ausgeweitet wird. Was aber ist, wenn dieser Rahmen ausgeschöpft ist und die finanziellen Mittel dann noch weiter zurückgehen?
2. Das Modell beruht in der Regel auf Freiwilligkeit. Was passiert, wenn sich die Widerstände trotz schwindender Mittel halten? Die Erkenntnis, dass mit dem vorhandenen Budget die Arbeit nicht mehr sinnvoll weitergeführt werden kann, muss nicht notwendig zur Regionalisierungseinsicht werden. Wenn eine lokale Gemeinde das Zusammenbrechen ihrer Arbeit in Kauf nimmt – mit den entsprechenden Konsequenzen für alle in ihrem Bereich lebenden Kirchenmitglieder – wäre das dann aber gesamtkirchlich akzeptabel?
3. Das Modell begegnet der kirchlichen „Finanzkrise“ stärker als der kirchlichen „Relevanzkrise“. Es wird m.E. nicht hinreichend deutlich, inwieweit mit Regionalisierung auf die inhaltlichen Fragen nach der Zukunft von Kirche und den Aufgaben von ihr in der gegenwärtigen Gesellschaft wirklich geantwortet wird.
4. Das Modell verändert grundlegende Probleme der parochialen Strukturen nicht. Inwieweit die oft diagnostizierten und gegenwärtig wieder neu betonten Probleme der ortsgemeindlichen Strukturen von Regionalisierung berührt und verändert werden, hängt in hohem Maße davon ab, welche Form dieses schillernden Begriffs gewählt wird. Aber auch weitergehende Formen lösen die Probleme nur teilweise: das Verhältnis von Haupt- und Ehrenamtlichen beispielsweise oder die parochialen Arbeitsformen werden davon nicht notwendig berührt, ebenso die Problematik, dass inhaltliche Schwerpunkte

immer personabhängig bleiben. Auch die territoriale Orientierung von Kirche, die Kirchenmitgliedschaft vom Wohnort her begreift, wird nur auf einen größeren Rahmen verlagert, ohne das komplexe Verhältnis von Territorialität und Mobilität grundlegend zu bedenken.

5. Das Modell denkt ausschließlich von den parochialen kirchlichen Formen aus und vernachlässigt damit die Existenz und die Zukunft der vielfältigen anderen kirchlichen Arbeitsformen. In diesen wird aber – gerade in der gegenwärtigen gesellschaftlichen Situation – erhebliches Potenzial für eine zukunftsfähige und attraktive Kirche erkannt.

#### 4. Die Frage nach der Ortsgemeinde – ein latenter Konflikt

Ich schlage also vor, die Debatte um die zukünftige Gestalt von Kirche neu zu eröffnen und sie grundlegender zu führen als dies in der Konzentration auf Regionalisierung möglich ist. Die grundlegende Frage nach dem Wesen und den Aufgaben von Kirche darf nicht auf Dauer gesamtkirchlich wie lokalkirchlich vermieden werden. Eine zentrale Thematik in dieser Debatte scheint mir die Frage nach der Zukunft der Ortsgemeinde und dem Verhältnis zwischen parochialen und nichtparochialen Strukturen zu sein<sup>11</sup> – eine Thematik, die im Rahmen der Frage nach Regionalisierung kaum sinnvoll bearbeitet werden kann.

Dass das Gegenüber von parochialen und nichtparochialen Strukturen konflikthaft ist, lässt sich durch die Geschichte der Kirche hindurch zeigen.<sup>12</sup> Das parochiale und das nichtparochiale Prinzip nehmen in den verschiedenen Epochen der Kirchengeschichte jeweils unterschiedliche Gestalten an, beispielsweise die Bettelorden im 12 / 13. Jahrhundert, die finanziell und personell eine Konkurrenz zu der gerade erfolgten parochialen Durchgliederung der Städte darstellten, die Personalgemeinden zur Zeit Schleiermachers, in denen Kirchenmitglieder im Zuge gewachsener religiöser Subjektivität Gleichgesinnte suchten oder die Gemeindebewegung mit Emil Sulze Ende des 19. Jahrhunderts, die in der überschaubaren Gemeinschaft die einzig legitime Form kirchlicher Sozialgestalt sah. Der historische Rückblick zeigt, dass der Konflikt immer dann ausbricht, wenn eine

11 Eingehend dazu vgl. Uta Pohl-Patalong, *Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt. Eine Analyse der Argumentationen und ein alternatives Modell*, Göttingen 2003.

12 Vgl. a.a.O., S. 64ff.

– wie auch immer geartete – „Mangelsituation“ entsteht, meist im Zusammenhang damit, dass die jeweilige Gestalt von Parochialität einen Funktionsverlust erleidet und veränderte religiöse und soziale Bedürfnisse nicht mehr erfüllen kann.

Die Deutungsperspektive „Konflikt“ bietet auch einen weiterführenden Erklärungsansatz für die gegenwärtige Situation. Verschärft wird die Situation jedoch dadurch, dass der grundlegende Konflikt in der Regel nicht thematisiert wird und dadurch keiner konstruktiven Bearbeitung zugeführt werden kann. Auch die Regionalisierungsdebatte lässt sich mit der Deutungshypothese eines latenten Konflikts verstehen: In ihr ist eine nichtparochiale Tendenz angelegt, der jedoch sowohl in den persönlichen Widerständen als auch in den institutionellen Versuchen, den Grad der Regionalisierung möglichst gering zu halten, entgegengesteuert wird – der grundlegende Konflikt zwischen parochialem und nichtparochialem Element findet hier also innerhalb der Regionalisierungsdebatte eine neue Form. Möglicherweise lässt sich sogar die Tendenz, sich auf das „Wie“ der Regionalisierung auf Kosten einer grundlegenden Debatte zu konzentrieren, ebenfalls in dieser Linie deuten, insofern der Konflikt damit nicht thematisiert werden muss und in der Latenz bleiben kann.

Die anstehende grundlegende Debatte wird dadurch erschwert, dass es gegenwärtig eine ebenso unüberschaubare Fülle von Literatur gibt wie Ebenen, auf denen argumentiert wird und Aspekte, die herangezogen werden. Eine Strukturierungshilfe bietet die Gegenüberstellung der Argumente zugunsten der Ortsgemeinde und zugunsten nichtparochialer Arbeitsformen.<sup>13</sup> Dabei wird deutlich, dass sowohl das parochiale als auch das nichtparochiale Prinzip jeweils gute Argumente für die eigene Position anführen können. Hinter den Argumenten werden dann unterschiedliche Bilder von Kirche und ihren Aufgaben deutlich, so dass sich die Strukturfrage als eng mit inhaltlichen Fragestellungen nach dem Wesen von Kirche verbunden erweist. Als wesentliches Ergebnis kann festgehalten werden, dass nach Lage der Argumente weder das parochiale noch das nichtparochiale Prinzip beanspruchen kann, alleiniges Strukturprinzip der Zukunft zu sein, da sonst wesentliche Argumente der anderen Seite unberücksichtigt blieben. Mit beiden Organisationsformen verbinden sich jedoch bestimmte Errungenschaften und Vorzüge, die in kirchliche Strukturen der Zukunft unbedingt einfließen sollten. Daraus lassen sich Kriterien ableiten, die kirchliche Strukturen der Zukunft erfüllen sollten.

---

13 Vgl. a.a.O., S. 144.

Solche Kriterien sollten Gegenstand eines breit angelegten kirchlichen und praktisch-theologischen Diskussionsprozesses sein. Um diesem Diskussionsprozess die nötige Kreativität zu verleihen und die Gefahr zu verringern, dass er sich in Problemanalysen erschöpft, halte ich es jedoch auch für sinnvoll, unterschiedliche Strukturmodelle zu entwerfen und zur Diskussion zu stellen, um die Perspektive zu weiten und kreative Lösungen zu fördern. Auch das Regionalisierungsmodell könnte dann als eines solcher Strukturmodelle verstanden werden, das nicht gleich auf Umsetzung drängt, sondern zunächst hilft, die Debatte voranzubringen und das in seinen Implikationen, seinen Vorzügen und seinen Nachteilen diskutiert werden kann.

Ein anderes Modell, das Gemeinsamkeiten, aber auch charakteristische Unterschiede zur Regionalisierung aufweist, möchte ich abschließend vorstellen.

## 5. Das Modell „Kirchliche Orte“<sup>14</sup>

### 5.1. Die Orientierung an kirchlichen Orten

Grundlage des Modells ist die Suche nach einem dritten Weg jenseits von parochialem und nichtparochialem Prinzip. Statt dieser Binarität kirchlicher Struktur gehe ich von kirchlichen Orten aus. Gemeint sind damit ebenso bisherige Parochien, die in der Regel baulich durch eine Kirche und ein Gemeindehaus repräsentiert werden, wie Tagungshäuser, kirchlich genutzte Räume in Krankenhäusern, Schulen und Gefängnissen und jegliche Gebäude, in denen bisher kirchliche Arbeit geleistet wird. Der besonders von parochialer Seite betonte Hinweis auf den notwendigen Orts- und Raumbezug kirchlicher Arbeit wird damit aufgenommen. Gleichzeitig zeichnet sich dieser Ansatz ein in die praktisch-theologische Tendenz der letzten Jahre, in allen Bereichen die räumliche Kategorie gegenüber der zeitlichen stärker wahr- und ernstzunehmen. Diese kirchlichen Orte bilden Ressourcen, die für künftige kirchliche Strukturen genutzt werden können und sollten. Zu verbinden ist dies jedoch mit Überlegungen, welche der kirchlichen Orte weitergeführt werden und welche nicht. Damit wird der Gefahr begegnet, bei knapper werdenden Mitteln alle Arbeitsgebiete und Einrichtungen mit immer weniger Geld weiterzuführen. Langfristig dürfte sich ein Aufgeben des einen oder anderen kirchlichen Ortes wesentlich weniger schädlich auswirken als ein

<sup>14</sup> Vgl. a.a.O., S. 228ff.

gesamtkirchliches Klima, das von permanenter Reduktion und dem sich daran anschließenden Pessimismus geprägt ist.

### *5.2. Vereinsähnliches kirchliches Leben an allen Orten*

An jedem dieser kirchlichen Orte schlage ich sowohl ein vereinsähnliches kirchliches Leben als auch inhaltlich qualifizierte Arbeitsbereiche vor, die jedoch organisatorisch voneinander getrennt gestaltet werden. Soweit diese beiden Aspekte – in den bisherigen Parochien – miteinander vermischt waren, bedeutet dies die Entflechtung der von „Kirche“ und „Gemeindehaus“ symbolisierten Aufgabenbereiche, also die organisatorische Trennung konkreter inhaltlicher Arbeitsbereiche und des vereinskirchlichen Lebens.<sup>15</sup>

Dies kommt einer Rücknahme einer ca. 100 Jahre alten Entwicklung gleich, als das „Gemeindeleben“ nach dem Vorbild der freien Vereine gestaltet wurde. Dieses bestand zunächst weithin getrennt von den pastoralen Aufgaben und wurde im Wesentlichen von Ehrenamtlichen sowie von Diakonen und Gemeindepädagoginnen, deren Berufsstände im Lauf dieser Entwicklung entstanden, verantwortet. Die Arbeitsbereiche „Kirche“ und „Gemeindehaus“ verflochten sich dann aber in der Verantwortlichkeit des Pfarramtes.

Diese Entwicklung ist auf dem Hintergrund der damaligen Situation und ihrer Probleme verständlich und hat in diesem Kontext wichtige kirchliche Funktionen sichergestellt. Ihre Verlängerung bis in die Gegenwart hinein wirft jedoch nicht unerhebliche Probleme auf. In den letzten Jahrzehnten ist in den Ortsgemeinden in der Regel nach dem additiven Prinzip verfahren worden, so dass sich immer mehr Aufgabenbereiche an das parochiale Aufgabenfeld und insbesondere an die Pfarrerinnen und Pfarrer anlagerten. Die Fülle von Aufgabenfeldern bedeutet jedoch mittlerweile für viele Hauptamtliche und auch manche Ehrenamtliche eine dauerhafte Überlastung und birgt die Gefahr, quantitativ vieles, aber wenig qualitativ hochwertig zu machen. Dieser Problemlage kann mit einer Entflechtung der durch „Kirche“ und „Gemeindehaus“ symbolisierten Bereiche begegnet werden. Diese werden nicht trennscharf von ihren Inhalten her unterschieden, wohl aber

---

15 Mit einer letztlich anderen Zielrichtung findet sich der Vorschlag einer Entflechtung von Kirche und Gemeindehaus auch bei Rudolf Roosen, *Die Kirchengemeinde – Sozialsystem im Wandel. Analysen und Anregungen für die Reform der evangelischen Gemeindegarbeit*, Berlin/New York 1997, S. 599: „Die Hybridstruktur der parochialen Gemeindegarbeit (Kirchturm und Gemeindehaus) wird entflochten.“

durch die primäre Ausrichtung der Strukturbildung. Sie bilden damit eine Polarität kirchlichen Lebens, in der sie sich gegenseitig ergänzen und entlasten.

Der eine Bereich wird vereinsähnlich gestaltet<sup>16</sup> und konstituiert sich über elementare Bedürfnisse nach religiös bestimmter Gemeinschaft und Geselligkeit. Da er potentiell an jedem kirchlichen Ort vorhanden ist, wird auf diese Weise die wohnortnahe Präsenz kirchlichen Lebens gewährleistet. Der Bereich wird von den Beteiligten selbst organisiert und gestaltet. Sein Schwerpunkt ist primär selbstreferentiell, schließt aber auch die Belange des eigenen Nahbereichs ein. Potentiell gibt es diesen vereinskirchlichen Bereich an jedem kirchlichen Ort einschließlich der Orte, wo im Rahmen der bisherigen Aufgabengebiete dies nicht üblich war.

In diesem Kontext können sich biografische Themen verankern, für die eine Nähe zum Wohnort wichtig ist. Auch die wohnortnahe und auf persönlichen Beziehungen beruhende „kleine Diakonie“<sup>17</sup> gehört zu diesem Bereich, also Betreuung, nachbarschaftliche Hilfe und Besuche bei Menschen, die sich zum „Ensemble der Opfer“ rechnen lassen.

Mit diesem vereinskirchlichen Rahmen wird eine wohnortnahe und territorial bestimmte Form von Gemeinschaft ermöglicht und gefördert. Sie kommt Menschen entgegen, die im Nahbereich Gemeinschaft suchen, ohne die Anstrengung persönlicher Aktivität und Wahl auf sich zu nehmen. Hier kann sich das kirchliche Heimatgefühl entwickeln, das von der parochialen Argumentation betont wird. Mit diesen Aspekten werden vor allem diejenigen Bevölkerungsgruppen angesprochen, die an der gesellschaftlichen Mobilität nur in geringem Maße teilhaben. Die Chancen der auf dem territorialen Prinzip fußenden wohnortnahen kirchlichen Arbeit werden damit genutzt; die Tradition der territorialen Bezogenheit von Kirche bleibt erhalten.

---

<sup>16</sup> Der Vereinsbegriff ist insofern nicht ganz eindeutig, als die ursprüngliche Vereinsidee des 19. Jahrhunderts gerade von einem inhaltlichen Anliegen geprägt war und nicht, wie hier gemeint, einen primär selbstreferentiellen Zusammenschluss von Menschen meint, der sowohl von Selbstorganisation als auch von einem hohen Maß an Gemeinschaft und Geselligkeit geprägt ist. An diesem Begriff möchte ich dennoch festhalten, da er im Gegenüber zu dem zweiten inhaltlich bestimmten Bereich kirchlicher Arbeit, der stark auf die gesellschaftliche Dimension kirchlichen Handelns ausgerichtet ist, den primär selbstbezüglichen Charakter für eigene oder dem unmittelbaren Umfeld entspringende Interessen benennt.

<sup>17</sup> Wolf-Eckart Failing, *Das große Versprechen der Stadt. Stadt und Kirche – eine praktisch-theologische Skizze*, in: *Darmstädter Theologische Beiträge zu Gegenwartsfragen: Stadtkultur leben*, Darmstadt 1998, S. 138.

Welche Ausprägungen des vereinskirchlichen Lebens sich an einem kirchlichen Ort im Einzelnen entwickeln, welche Kreise und Gruppen also in welcher Form dort entstehen oder sich anlagern, hängt zunächst von dem Bedarf an dem jeweiligen Ort ab. Die diakonischen Aufgaben dieses Bereichs, die betreuenden Funktionen, sollten hingegen nicht einseitig der Dynamik von Angebot und Nachfrage überlassen bleiben. Immer dort, wo es nicht nur um die Befriedigung eigener Bedürfnisse, sondern auch um die Sorge für andere geht, muss die Erfüllung dieser Aufgaben organisatorisch sichergestellt werden. Zumindest Motivation, möglicherweise aber auch organisatorische Hilfestellungen sind hier auch in stärkerem Maße nötig als für die Gruppen und Kreise Gleichgesinnter. Dies führt zur Frage nach den Verantwortlichkeiten für den vereinskirchlichen Bereich.

Der vereinsähnliche Bereich wird von Ehrenamtlichen gestaltet und geleitet. Dies entspricht zunächst den Wurzeln dieses Bereiches kirchlicher Arbeit, vor allem aber sprechen sowohl theologische als auch soziologische Gründe dafür. Dabei würden sich unterschiedlichste Gruppen und Projekte für unterschiedlichste Bedürfnislagen ergeben. Eine Qualifizierung der Ehrenamtlichen für diese Aufgaben ist dabei unabdingbar. Hier berührt sich das Modell mit dem gegenwärtig virulenten Diskurs zur Rolle der Ehrenamtlichen.

Soll die Organisation und Durchführung der Aktivitäten des vereinskirchlichen Bereiches von Ehrenamtlichen geleistet werden, bedeutet dies für viele bisherige Gruppen und für viele bisher in Gemeinden Engagierte eine erhebliche Umstellung und kann zur Überforderung werden. Die ehrenamtliche Arbeit sollte daher – nicht nur für die Übergangszeit – professionell in Form von Hilfe zur Selbstorganisation unterstützt werden.<sup>18</sup> Von ihrer Ausbildung und Kompetenz her liegt diese Aufgabe für Diakone und Gemeindepädagoginnen nahe.

Die Hauptamtlichen sollen jedoch nicht selbst die praktische Arbeit durchführen, sondern Hilfe zur Selbstorganisation und eigenständiger Durchführung leisten. Sie sollten nicht fest an einem bestimmten kirchlichen Ort angesiedelt und für diesen ausschließlich zuständig sein, da aufgrund der bisherigen Gepflogenheiten die Gefahr bestünde, dass ihnen Leitungsaufgaben angetragen würden.

---

18 Vgl. den Vorschlag von Bernhard Petry – allerdings primär für das Pfarramt –, die kirchlichen Hauptberuflichen primär als „Dienstleister der ehrenamtlichen Mitarbeiter/innen“ (Bernhard Petry, *Leiten in der Ortsgemeinde. Allgemeines Priestertum und kirchliches Amt – Bausteine einer Theologie der Zusammenarbeit* (LLG 9), Gütersloh 2001, S. 281) zu begreifen, denen sie helfen, „die eigene Berufung zu finden, zu leben und zu entwickeln“ und „den geeigneten Ort zu finden, an dem die je eigene Berufung gelebt werden kann“ (a.a.O., S. 277).

Mehrere kirchliche Orte sollten also zu dem Zuständigkeitsbereich einer oder eines Hauptberuflichen gehören. Hilfestellung beim Aufbau einer Gruppe oder eines Kreises gehört ebenso zu ihren Aufgaben wie die Vermittlung der erforderlichen Kompetenzen für die Leitung einer Gruppe oder einer Betreuungsaufgabe. Sie sollten zudem eine kontinuierliche Begleitung und Förderung der engagierten Ehrenamtlichen gewährleisten. Ferner sollten sie als Seelsorgerinnen und Seelsorger zur Verfügung stehen für Menschen, die ein professionelles Gegenüber suchen, jedoch im vertrauten Rahmen des kirchlichen Ortes bleiben möchten. Ferner gehört es zu ihren Aufgaben, notwendige diakonische Aufgaben im Umfeld des jeweiligen Ortes im Blick zu haben, gegebenenfalls Menschen zur Übernahme von Betreuungsfunktionen zu motivieren und diese zu organisieren.

### *5.3. Differenzierte Arbeitsbereiche an allen Orten*

Neben dem an Geselligkeit und Gemeinschaft orientierten vereinskirchlichen Leben schlage ich einen zweiten Bereich kirchlicher Arbeit an jedem kirchlichen Ort vor, der bestimmte, jeweils klar definierte Arbeitsbereiche erfüllt. Dieser Bereich konstituiert sich über inhaltliche Aspekte. Hier liegt der Schwerpunkt stärker auf der öffentlichen Dimension kirchlichen Lebens, die ein Handeln in einem größeren Horizont einschließt. Impliziert ist damit, dass nicht mehr an jedem kirchlichen Ort Ähnliches angeboten wird, das flächendeckende Prinzip wird damit verlassen.

Zu diesen Arbeitsbereichen gehört die funktional bestimmte Dimension kirchlichen Handelns wie beispielsweise die verschiedenen Bereiche (spezialisierter) diakonischer Aufgaben, Bildungsarbeit, Beratung und spezialisierte Seelsorge, biografiebezogene Arbeit oder gesellschaftspolitische Wirksamkeit. Ein weiterer Bestandteil ist die inhaltlich qualifizierte Zielgruppenarbeit wie Kinder- und Jugendarbeit, Arbeit mit jungen Erwachsenen, Arbeit mit Familien, Single-Arbeit, Frauen- und Männerarbeit oder Seniorinnen- und Seniorenarbeit. Weitere Bereiche – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – sind beispielsweise Spiritualität, ökumenische Arbeit, interreligiöser Dialog oder Kirchenmusik.

Welche Bereiche in welchem Umfang realisiert werden, ist in einem breit angelegten und permanent fortzusetzenden Diskurs auszuhandeln. Dabei werden sicher auch gesellschaftliche Erwägungen und die Berücksichtigung von Traditionen kirchlichen Handelns im Blick sein, leitend sollte jedoch das Kriterium der impliziten *notae ecclesiae* sein. Jedes – in einem Arbeitsbereich realisierte –

kirchliche Handlungsfeld unterliegt damit einer theologischen Qualifizierung und Begründung im Kontext der kirchlichen Arbeit und ihres christlichen Auftrags. Dieser Prozess begegnet der in den gegenwärtigen Strukturen nicht selten auftretenden Frage nach dem theologischen Stellenwert und der kirchlichen Legitimität der praktischen Arbeit und nötigt – ebenso wie im vereinskirchlichen Bereich – zu einer dauerhaften theologisch qualifizierten Reflexion des eigenen Handelns.

Der Anspruch, das gleiche Angebot für alle gleichermaßen attraktiv zu gestalten wird damit ebenso aufgegeben wie das Prinzip der Allzuständigkeit. Durch diesen Verzicht wird jedoch die Chance eröffnet, kompetente und konzentrierte Arbeit zu leisten, statt sich in einer Fülle von Arbeitsbereichen zu verzetteln.

Um auf der anderen Seite nicht in die Gefahr einer Segregierung der Zielgruppen und Arbeitsbereiche gegeneinander und der Verengung ihrer Horizonte zu geraten und die – vor allem von der parochialen Argumentation betonte – Kommunikation Verschiedener zu gewährleisten, sollten an jedem kirchlichen Orten in der Regel zwei oder drei Arbeitsbereiche – je nach den örtlichen und sachlichen Gegebenheiten – am gleichen Ort beheimatet sein. Diese sollten möglichst nicht zu nahe verwandt sein und unterschiedliche Zielgruppen ansprechen. Bestandteil der Aufgabe vor Ort kann dann die Förderung des Kontaktes zwischen den verschiedenen Zielgruppen und damit die Kommunikation Verschiedener sein.

Mit der Etablierung differenzierter Angebotsstrukturen ist gegeben, dass Menschen zum Teil längere Wege in Kauf nehmen, müssen, um den kirchlichen Ort ihres Interesses zu erreichen. Dies wurde besonders von der parochialen Argumentation als Problem für weniger mobile Bevölkerungsgruppen benannt. Die Bedürfnisse dieser Bevölkerungsgruppen gehören jedoch zu einem großen Teil zu den vereinsmäßig organisierten, die nach wie vor an jedem kirchlichen Ort stattfinden können. Für gezielte Angebote wie z.B. Seniorenbildung oder Angebote für Alleinerziehende mussten viele auch bisher weitere Wege in Kauf nehmen, wobei diese bisher häufig als Schwerpunkt einer Ortsgemeinde schwerer aufzufinden waren.

Anders als für den vereinskirchlichen Bereich liegt die Verantwortlichkeit für die spezialisierten Arbeitsbereiche nicht ausschließlich in ehrenamtlicher Hand, sondern sie werden – in ähnlicher Weise wie dies bisher geschieht – von Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen gestaltet. Die an dem jeweiligen Ort tätigen Hauptamtlichen sollten dabei gleichzeitig Ansprechpartnerinnen und -partner für seelsorgliche Bedürfnisse sein. Die organisatorische Trennung von vereins-

kirchlichem Leben und den jeweiligen Arbeitsbereichen kann es in neuer Weise ermöglichen, die Professionalität von Hauptamtlichen zu schätzen, ohne zu einer „Pastorenkirche“ zu werden. Damit wird der Diskurs um den Pfarrberuf und die Rolle und Aufgaben von Pfarrerinnen und Pfarrern berührt.

#### 5.4. *Gottesdienstliches Leben*

An jedem kirchlichen Ort findet ein gottesdienstliches Leben statt, so dass auch das von der parochialen Argumentation betonte exklusive Verständnis der *notae ecclesiae* erfüllt wird. Eine wesentliche Differenz zwischen bisherigen Parochien und bisherigen nichtparochialen Arbeitsbereichen, die zu der Binarität nicht wenig beigetragen haben dürfte, wird damit aufgehoben. Anders als bisher im parochialen Angebot ist der agendarische Gottesdienst am Sonntagvormittag nicht mehr die Regelform. Diese gibt es weiterhin an manchen Orten, ihre Normativität wird aufgelöst zugunsten einer Vielfalt gottesdienstlicher Formen mit unterschiedlichem Charakter und zu unterschiedlichen Zeiten. Prägend für den Charakter des Gottesdienstes sind die jeweiligen Arbeitsbereiche an dem kirchlichen Ort. Die Gottesdienste sind dabei selbstverständlich für alle Menschen offen, so dass auch die Nähe zum Wohnort als Kriterium für den Gottesdienstbesuch möglich ist.

#### 5.5. *Konsequenzen des Modells*

Besondere Aufmerksamkeit ist der Vernetzung der inhaltlich qualifizierten Arbeitsbereiche mit dem vereinskirchlichen Bereich am gleichen Ort zu widmen. Häufig dürften sich die Bereiche personell überschneiden, da Menschen, die in einem bestimmten Arbeitsbereich engagiert sind, am gleichen Ort möglicherweise den Gemeinschaftsaspekt suchen bzw. Ehrenamtliche im vereinskirchlichen Bereich eventuell auch in dem spezialisierten Bereich mitarbeiten. Auch der Gottesdienst bietet die Möglichkeit zu Kontakt und Vernetzung. Darüber hinaus sollte aber eine Verbindung zwischen den Bereichen auch institutionell sichergestellt werden.

Dieses Modell kirchlicher Orte mit differenziertem Angebot erscheint zunächst in großen Städten leichter durchführbar als in ländlichen Regionen, da in der Großstadt die Entfernungen zwischen kirchlichen Orten geringer sind und die Bedürfnislage sich differenzierter darstellt. Letzteres legt nahe, den Grad der Ausdifferenzierung der kirchlichen Arbeitsbereiche auf dem Lande niedriger zu halten als in den Städten. Hier ist eine genaue Wahrnehmung der Gegebenheiten vor Ort und eine gute Kommunikation mit den Menschen vor Ort unabdingbar. In

Einzelfällen können auch einmal mehrere Arbeitsbereiche an einem kirchlichen Ort versammelt werden. In Dörfern, wo das kirchliche Leben und die „Kirche im Dorf“ eine wichtige Rolle im Sozialgefüge spielt, dürfte der vereinskirchliche Bereich ohnehin wesentlicher sein als spezifizierte Arbeitsbereiche.

Die Flexibilität dieses Modells, das auch immer wieder neu an die Gegebenheiten und Bedürfnisse vor Ort angepasst werden kann, erlaubt es damit, auf die bestehenden Unterschiede zwischen Stadt und Land einzugehen, ohne diese festzuschreiben, wenn die Differenz zwischen den beiden Größen längerfristig abnimmt, wie mittlerweile häufig vermutet wird.

Mit diesem Modell wird ein Modell für die Frage künftiger kirchlicher Strukturprinzipien angeboten, das die Chancen von parochialem und nichtparochialem Prinzip vereint. Einerseits ist die wohnortnahe kirchliche Präsenz sichergestellt und erfüllt die kirchlichen Aufgaben, die sich mit dem Wohnort verbinden. Andererseits wird ein differenziertes inhaltliches Angebot entwickelt, das der Pluralität kirchlicher Aufgaben in der Gegenwart gerecht wird.

## 6 „Kirchliche Orte“ und „Regionalisierung“ – Gemeinsamkeiten und Unterschiede

Das Modell enthält sowohl Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede zum Regionalisierungsmodell. Gemeinsam ist ihnen die Auflösung parochialer Grenzen und das kirchliche Denken in einem größeren Rahmen. Mit weitergehenden Formen von Regionalisierung stimmt das Modell kirchlicher Orte darin überein, eine „Disharmonisierung“ der Angebotsstruktur vorzunehmen und Abstand davon zu nehmen, dass prinzipiell alle das Gleiche machen. Der Unterschied dazu besteht in der bewussten Aufnahme der parochialen Argumente, Wohnortnähe, kleinräumige Formen von Gemeinschaft und Heimatgefühl zu ermöglichen. Zudem wird auch das Einsparpotential dieses Strukturmodells deutlich.

Das Modell kirchlicher Orte geht insofern über das Regionalisierungsmodell hinaus, als es die Aufgaben von Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen dezidiert thematisiert und gegenüber der jetzt verbreiteten Praxis nachhaltig verändert. Die unterschiedlichen Aufgaben werden einer Klärung zugeführt, damit werden sie begrenzt, aber in dem begrenzten Rahmen gleichzeitig gewürdigt. Diese

Veränderungen wie auch die geringere Orientierung an den vorfindlichen Strukturen bietet die Chance, dass Kirche für ein wesentlich größeres Spektrum von Menschen interessant wird und ihre Bedeutung für das Leben von Menschen deutlicher wird; der „Relevanzkrise“ kann auf diese Weise begegnet werden. Gleichzeitig ist das Modell auch mit deutlich geringeren Mitteln durchführbar, die Dichte der Orte und die Zahl der inhaltlichen Schwerpunkte kann sich nach den vorhandenen Mitteln richten; zudem werden durch die ehrenamtliche Verantwortlichkeit für den „vereinskirchlichen“ Bereich Kräfte Hauptamtlicher frei.

Statt von dem konkreten Prozess der einzelnen Ortsgemeinde denkt das Modell kirchlicher Orte stärker gesamtkirchlich von der Frage nach der Zukunft der Kirche und den erforderlichen Strukturen her. Es besitzt zwar eine hohe Flexibilität in den möglichen Formen der jeweiligen lokalen Ausgestaltung, ist aber als gesamtkirchliches Modell angelegt und zielt auf eine Veränderung des Charakters von Kirche. Anders als die Regionalisierungsdebatte versteht es sich daher auch nicht als Lösung für drängende Probleme vor Ort, sondern als Bestandteil einer grundlegenden Debatte um die Zukunft der Kirche. Es ist nicht zur unmittelbaren Umsetzung gedacht – die eine ganz andere Aufmerksamkeit für das Machbare und Mögliche erfordern würde –, sondern als ein Diskussionsbeitrag, mit dem die grundlegende Debatte um die zukünftige Gestalt der Kirche an Kreativität gewinnen kann.